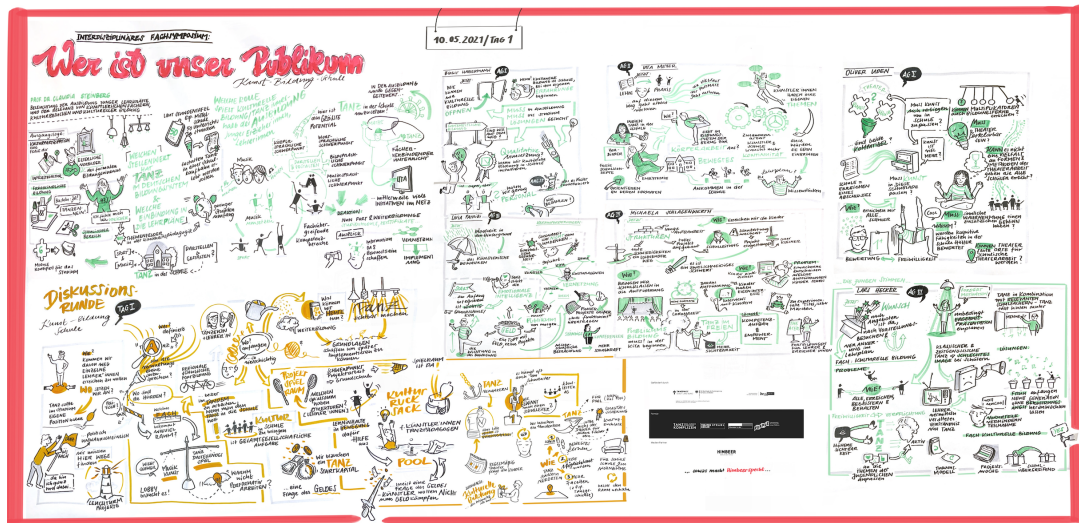


Allianzen auf Augenhöhe gestalten

Von Christine Matschke



Die Corona-Pandemie hat es gezeigt: Kinder und Jugendliche stehen auf der Prioritätenliste der Politiker:innen nicht an vorderster Stelle. Im Gegenteil, ihre Bedürfnisse sind in den Lockdowns oftmals zu kurz gekommen. Das verwundert. Schließlich sind sie die Erwachsenen von morgen. Dringender denn je gilt es ihnen jetzt Möglichkeiten zu einem geglückten Leben – in seiner persönlichen wie in seiner gesellschaftlichen Dimension – zu eröffnen. Kulturelle Bildung kann hierzu grundlegend beitragen. Sie unterstützt Fähigkeiten, die für eine Rückkehr in den sozialen (Schul-)Alltag wichtig sind und vermittelt, dass Lernen auch anders und ohne Druck funktionieren kann. Doch wie erreicht man Kinder und Jugendliche überhaupt? Wie gewinnt man sie für die Künste und andere Herangehensweisen an die Welt? Und wie lassen sich vorhandene Strategien verschiedener Institutionen kultureller Bildung teilen, übertragen und gemeinsam nachhaltig weiterentwickeln? Aufbauend auf den Ergebnissen der Publikumsbefragung ([hier verlinken](#)), nahm die Offensive Tanz für junges Publikum diese Fragen in ihrem zweiten, digitalen Symposium mit dem Titel „Wer ist unser Publikum?“ unter drei Schwerpunktthemen in den Blick.

(Tanz-)Kunst strukturell verankern?

– Tag 1: Kunst – Bildung – Schule

Bei der Frage, wie Kinder und Jugendliche überhaupt mit den Darstellenden Künsten und dem Tanz im Besonderen in Berührung kommen, spielen Erzieher:innen und Lehrer:innen eine entscheidende Rolle. Besuche am Theater und die Programmauswahl sind oftmals durch ihre individuelle Motivation und Vorlieben geprägt. Neben Eltern und gleichaltrigen Multiplikator:innen (sogenannten „Peers“) sind sie daher so etwas wie Wegbereiter:innen und Türöffner:innen für kulturelle und damit auch gesellschaftliche Partizipation. Doch wie kommt man weg von der Bedeutung persönlicher Beziehungen und individueller Beweggründe hin zu einer strukturellen Verankerung Kultureller Bildung?

Wo sich der Tanz (im Lehrplan) versteckt

Ein Blick auf das deutsche Bildungssystem gab erste Auskünfte darüber, wo sich der Tanz in Ausbildung und Praxis in den Studienordnungen und Lehrplänen versteckt. Claudia Steinberg, Professorin für Tanz und Bewegungskultur und Leiterin des gleichnamigen Instituts an der DSHS Köln, beleuchtete in ihrem Impulsvortrag Realitäten, Hindernisse und Bedarfe bei der Integration von Tanz im schulischen Bereich und in der Frühkindlichen Bildung.

Als wesentliches Ergebnis stellte Steinberg heraus, dass sich Tanz insbesondere in Querschnittsthemen der sogenannten ästhetischen Fächer wiederfinde. Diese hätten im Bildungssystem eine Sonderstellung, ihre Gegenstände (Bewegung, Musik etc.) benötigten besondere Rahmenbedingungen und Vermittlungssettings. Bereits an den Hochschulen sei es ein Problem, dass nur wenige Dozierende den Tanzbereich kompetent an ihre Studierenden vermitteln können, wie Steinberg am Beispiel des Studienbereichs der Frühkindlichen Bildung ausführte. Um Tanz zugänglich zu machen, würden oftmals nur externe Lehrbeauftragte als freie Mitarbeitende engagiert. Deren Tätigkeit sei aber meist nur vorübergehend und durch die persönliche Praxis geprägt, weshalb der Tanz im Lehrangebot keine Kontinuität und Qualitätsstandards besitze.

An den allgemeinbildenden Schulen sei die Perspektive über die sogenannten ästhetischen Fächer „Sport“, „Musik“ und „Darstellen und Gestalten“ (bzw. Darstellendes Spiel“) etwas größer aufgestellt. Im Fach Sport etwa wurden für die Bildungs- und Lehrpläne neue Module kreiert, die Lücken für eine Ausrichtung hin zum Tanz eröffnen. Neben den herkömmlich mit Sport assoziierten Begriffen wie „etwas leisten“ und „die Gesundheit fördern“, fallen unter diese sogenannten „sechs pädagogischen Perspektiven“ auch die Aspekte „sich auf gleichberechtigter Ebene körperlich ausdrücken“ und „Bewegung gestalten“.

Als aufschlussreich erwies sich zudem die Information, dass im Lehrplan für die Unter- und Mittelstufe insgesamt 50 Unterrichtsstunden für das Feld „Darstellen und Gestalten“ angesetzt sind. Forschungsergebnisse belegen jedoch, dass es in Schulen an Umsetzungskompetenzen mangelt. Viele Lehrkräfte fühlten sich hier nicht befähigt und wichen eher auf Sportspiele oder bekannte Spielformen wie Wettkämpfe aus, wie Steinberg berichtete. Ähnliches ließe sich bei den Erzieher:innen beobachten, die in ihrer täglichen Praxis Basteln und Malen bevorzugen und sich hinsichtlich musischer und darstellender Ausdrucksmöglichkeiten oftmals gehemmt fühlen. Die tatsächlich in diesem Bereich angebotenen Stunden sind in der Regel wesentlich geringer als die Vorgabe im Lehrplan.

Tanz implementieren – Lücken, Modelle, Ideen transparent machen

Wie sich im Laufe der Diskussionen herausstellte, ist der Stellenwert des Tanzes in der Gesellschaft – auch im Vergleich zu allen anderen, nicht-darstellenden Kunstsparten – immer noch zu gering. Im Gegensatz zu Musik und zu Bildender Kunst etwa mangelt es hier ganz klar an einer Lobby. Für die Verankerung von Tanz in der Schule brauche es daher einen gleichberechtigten Blick auf alle Disziplinen der darstellenden Künste, so Uta Meyer, Projektleiterin bei explore dance. Es stellte sich vor diesem Hintergrund auch die Frage, wie leicht es sei, über die Verwaltung etwas für den Tanz zu erreichen. Oliver Uden, Fachreferent für das Fach „Theater/Darstellendes Spiel“ in der Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie, verwies auf die sogenannten Einheitlichen Prüfungsanforderungen (EPA), über die alle Abiturprüfungen im Fach „Darstellendes Spiel“ bundeseinheitlich in der Kultusministerkonferenz geregelt seien. Dort gäbe es einen expliziten Hinweis darauf, dass performativ gearbeitet werden soll.

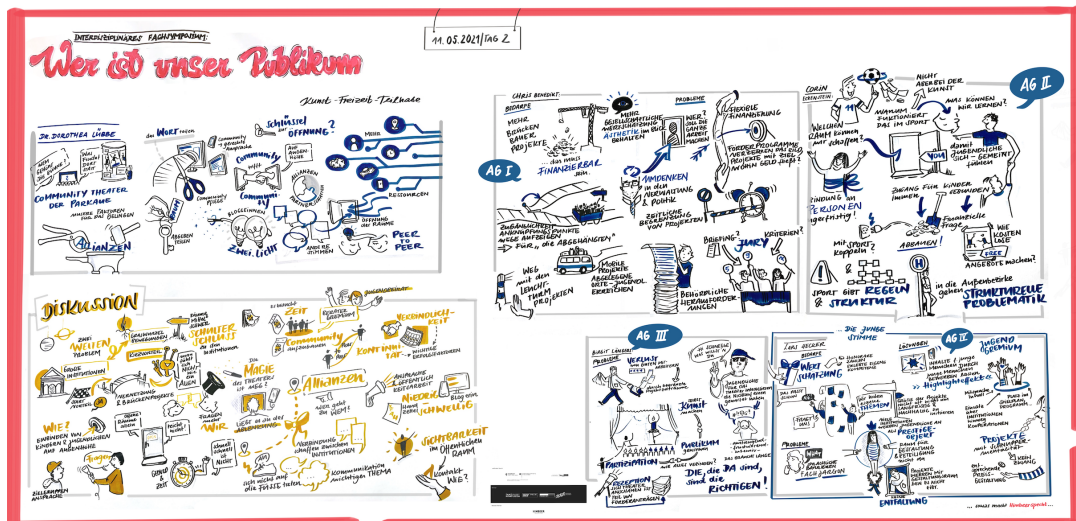
Als wesentlich im Kontext einer gewünschten, stärkeren Implementierung von Tanz im Bereich Kulturelle Bildung wurde zudem der Aspekt der „Selbsterfahrung“ genannt. Das eigene Erleben von Tanz wurde nicht nur für bereits praktizierende Lehrer:innen und Schulleiter:innen als wichtig erachtet, sondern auch für Lehramtskandidat:innen. Eine Schwierigkeit auch hier: die fehlende Anerkennung gegenüber dem Tanz im Vergleich zu anderen Kunstsparten sowie beständige Fördermöglichkeiten. Ohne feste Verträge mit den Institutionen ginge hier nicht viel, so Claudia Steinberg. Aus der Erfahrung könne sie berichten, dass das Programm „Bündnisse für Bildung“ hier gute Voraussetzungen geschaffen habe, um Lehramtsstudent:innen mit Jugendlichen zusammenzubringen und gemeinsam Potenziale des Tanzes zu eruieren. Insgesamt bedürfe es aber Förderungen die über bloße Leuchtturmprojekte hinausgehen. Der Aspekt der „Kontinuität“ erwies sich daher als ein wichtiger Schlüsselbegriff in Hinblick auf die Frage, wie sich Tanz strukturell verankern ließe. „Systematische Zusammenarbeit (zwischen Kulturinstitutionen und Schulen) bestimmt sich nicht nur über die Anzahl der Teilnehmer:innen, sondern auch durch die Dauer ihrer Teilnahme“, so Livia Patrizi von der Initiative TanzZeit e.V.. Der 2005 gegründete Verein arbeitet seit 6 Jahren mit der Erika Mann Grundschule im Wedding zusammen. Ein Vorteil bei diesem Best Practice Modell sei die Zusammenarbeit von Künstler:innen und Lehrer:innen in Tandems, wie Schulleiterin Birgit Habermann in Hinblick auf eine gute gegenseitige Professionalisierung bemerkte.

Zusammenfassend lässt sich ergänzen, dass hinsichtlich der Verankerung von Tanz in den Lehrer:innen-Ausbildungen ein Konsens unter den Diskussionsteilnehmenden bestand. Auch darüber, dass Tanz eine Möglichkeit biete, Lehre und Lernen positiv zu verändern. Zum Beispiel auch, um von Beurteilungskategorien wie „falsch“ und „richtig“ wegzukommen, wie Kulturagentin Michaela Schlagenwerth mit Verweis auf das Projekt „Moving the classroom“ (Stichwort: „Bewegtes Lernen“ „Vermittlung von Fachinhalten aus dem Schulcurriculum durch Tanz/Bewegung“) verdeutlichte. Auf eine Problematik innerhalb des Verhältnisses Schule und Kunst machten Jugendliche der „Jungen Stimme“ aufmerksam und griffen dabei einen von ihnen in der Diskussion vermissten Aspekt auf: Im Allgemeinen werden Schule und Kunst als Gegensatzpaar verstanden. In ihrer Kombination werden sie mit Begriffen wie „Pflicht“ und „Freiwilligkeit“ assoziiert. Anders gefragt: Sollte Tanz, sofern als Schulfach gedacht, bewertet werden? Oder sollte er als ein benotungsfreies, ergänzendes Angebot an Schulen bestehen?

Viele Schüler:innen seien durch Corona festgefahren und raus aus dem Lernrhythmus, so die Feststellung einer Diskussionsteilnehmerin. Ein fixer Künstler:innen-Pool, den man einfach anrufen kann, um eine andere Perspektive für die Vermittlung von Lerninhalten zu bekommen, wäre hier eine willkommene Unterstützung. Eine eigene Koordinierungsstelle für kulturelle Bildungsangebote eine mögliche Voraussetzung dafür.

Strategien kultureller Bildung nachhaltig gestalten

– Tag 2: Kunst – Freizeit – Teilhabe



Kulturelle Bildung findet nicht nur an Schulen statt, sondern auch in der Freizeitgestaltung von Kindern, Jugendlichen und Familien. Wie aber erreicht man diese in ihrem privaten Umfeld? Und wie kann wirkliche Teilhabe, Chancengleichheit und Diversität ermöglicht werden?

Hochkultur und „Graswurzelbewegung“

Zu Beginn des zweiten Tages stand die Frage im Raum, ob große Institutionen in puncto Erreichbarkeit bessere Startbedingungen als kleinere Initiativen haben. Als problematisch im Verhältnis zwischen „großen“ und „kleinen“ Einrichtungen erweisen sich vor allen Dingen festgefahrene Sichtweisen aufeinander. Katja Frei, Leiterin Education & Outreach bei den Berliner Philharmonikern berichtete diesbezüglich von ihren Erfahrungen. So habe sie oftmals erlebt, dass größere Institutionen sich viel mehr hinterfragten, aber trotzdem schneller am Pranger stünden als kleinere, die ihre bewährten Praktiken oftmals nur fortführen wollten. Hier mangle es an einem produktiven Austausch auf beiden Seiten. Voraussetzung für solch eine gelungene Kooperation sei Commitment. Chris Benedict, Projektleiterin des KinderKulturMonats, verwies auf finanzielle und räumliche Unterschiede. Sie sähe, dass es für kleinere Institutionen diesbezüglich schwieriger sei. Positive Erfahrungen im Brückenbau zwischen den Institutionen steuerte Sven Seeger, Projektinitiator & Community Manager des Dance_Lab 27 an der Schlesischen 27 bei: Gut habe es immer dann geklappt, wenn die sogenannte Hochkultur etwas bei ihnen machen wollte. So könne man die Kinder – über einen vorhandenen Vertrauensvorschuss – an die größeren Institutionen heranzuführen.

Dialoge entfachen statt Botschaften senden

Um Kindern und Jugendlichen einen gelungenen Zugang zu Kultureller Bildung zu ermöglichen, müssen bestehende Hierarchien und Machtverhältnisse aufgelöst werden. Hierfür braucht es vor allem Zeit (im Sinne von Kontinuität) und Raum (im Sinne einer selbstbestimmten Teilhabe). In der Praxis heißt das: „Man sollte Kindern möglichst viele Möglichkeiten geben, Bestimmende zu sein und sie in alle Positionen der künstlerischen Produktion einbinden“, so Corinne Eckenstein, Künstlerische Leiterin am Dschungel Wien. Chris Benedict vom KinderKulturMonat sieht eine große Chance darin, die Vorstellungen und Vorschläge der Kinder schon während der Vorbereitung einer Veranstaltung

miteinzubeziehen. Das verlange viel Offenheit und Bereitschaft zu einer eingehenderen Auseinandersetzung mit den Anliegen und Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen. Dies ist ganz im Sinne der von Birgit Lengers vom Jungen DT formulierten Haltungswechsel: 1. nicht etwas für Kinder, sondern mit Kindern zu tun. Und, 2.: die Institutionen heranzuführen, an eine sie umgebende Welt. Dabei sei es vor allen Dingen wichtig, nicht alle erreichen zu wollen, sondern sich passende Partner zu suchen wie auch Dorothea Lübbecke, Leiterin „Vermittlung und Community“ am Theater an der Parkaue, bestätigte. Verbindlichkeit über vertraute Allianzen herzustellen, sei in der Community-Arbeit A und O.

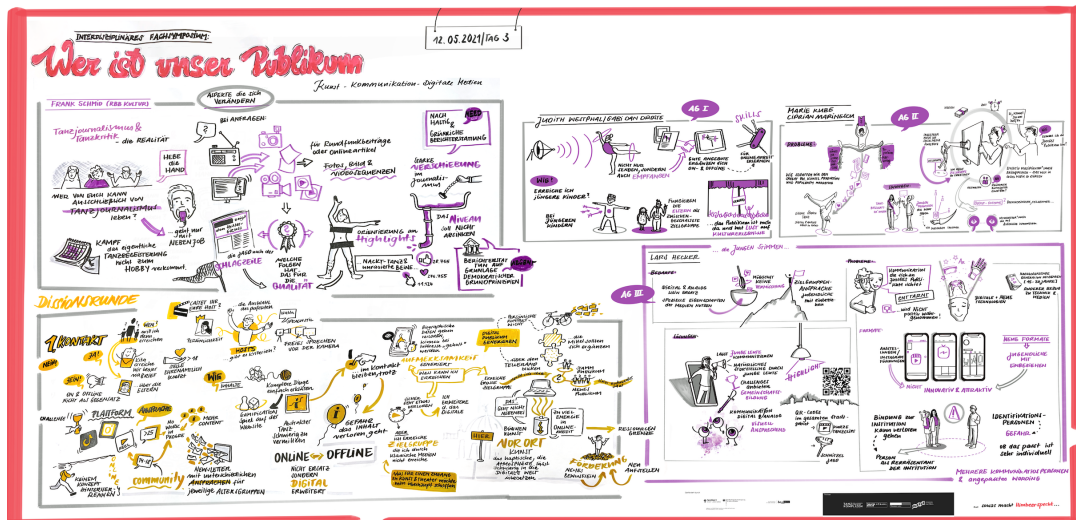
Die direkte Ansprache der jungen Zielgruppe funktioniert laut den Diskussionsteilnehmenden besonders gut über gleichaltrige Multiplikator:innen (Peers), FSJler:innen, Praktikant:innen und andere Personen. Diese bieten durch einen entsprechenden Zugang bzw. durch ihre Nähe zur Zielgruppe Möglichkeiten, dass sich Kinder und Jugendliche gut mit ihnen identifizieren können. Als effektiv im Erstkontakt erweisen sich zudem: Aktionen im Öffentlichen Raum (extreme Niedrigschwelligkeit) und das Aufsuchen und Informieren der Zielgruppe im Kiez-Alltag (Vorschlag der Etablierung von sogenannten Kiez-Agenten). Problematisch sei, die allgemein zunehmende Ablenkung der Kinder und Jugendlichen in einer zunehmend komplexer werdenden Welt.

Kulturell binden statt bilden

Wie können sich die Darstellenden Künste für junges Publikum stärker als Orte positionieren, die ein Innovationspotenzial für Kulturinstitutionen haben? Mit dieser Frage gab Livia Patrizi – die am zweiten Tag des Symposiums als Gast teilnahm – einen wegweisenden Impuls. Die Stärke solcher Institutionen läge in deren unmittelbarer Nähe zu verschiedenen gesellschaftlichen Realitäten – TanzZeit e.V. etwa sei über Kooperationen mit Schulen ständig mit Themen von jungen Menschen konfrontiert. Orte der Darstellenden Künste für die Jungen seien deshalb nicht nur Produktionsorte, sondern immer auch Orte kultureller Öffentlichkeit, an denen unterschiedliche Milieus zusammenkämen. Patrizi schlug deshalb vor, diesbezüglich von „Orten kultureller Bindung“ statt von „Orten kultureller Bildung“ zu sprechen. Dabei betonte sie das wechselseitige Verhältnis solcher Orte zur Gesellschaft und das darin liegende Potenzial, Differenzen aushalten zu können. Patrizi vermutet ein Wissen, das Vermittlungsprojekte außerschulischer kultureller Bildungseinrichtungen und -initiativen mit sogenannten professionellen Kulturinstitutionen und den Darstellenden Künsten für ein junges Publikum, die oftmals dazwischen liegen, verbinde. Abschließend fragte sie, wie sich dieses Wissen bündeln ließe, um neue Konzepte zu entwickeln.

Die „Junge Stimme“ ergänzte die Diskussion des Tages und stellte folgende Handlungsempfehlungen auf: Die Verfolgung eines Prinzips der Wertschätzung gegenüber Jugendlichen sowie eine angemessene Bezahlung für eventuelle Jugendeinsätze bei den entsprechenden Institutionen, Einrichtungen und Initiativen. Die Vermeidung vermeintlich jugendlicher Themen sowie von Fachjargon. Mehr Freiheit in der Mitgestaltung – über vorgesetzte Rahmen hinaus. Mehr Jugendbeiräte, mehr Beteiligung von Anfang an.

Gewusst wie! Off- und Online Potenziale gleichermaßen nutzen – Tag 3: Kunst – Kommunikation – Digitale Medien



Öffentlichkeitsarbeit trägt wesentlich dazu bei, ein Publikum zu erreichen. Welche Chancen und Risiken birgt die zunehmende Einbindung digitaler und sozialer Medien in diesen Arbeitsbereich? Und durch welche Online-Strategien fühlen sich Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene besonders gut angesprochen?

Partizipation erhalten

Zunehmende Digitalisierungsprozesse in allen Lebensbereichen lassen sich nicht erst seit Corona beobachten und doch hat die Pandemie die Verlagerung in den digitalen Raum noch einmal wesentlich angeschoben. Aus dieser „Zeitenwende“ erhoffte sich Gabi Dan Droste, trotz kritischer Vorbehalte, Chancen für neue Formate und sprach sich für eine aktive Mitgestaltung solch einer ins Ungewisse führenden Übergangsphase aus. Es gelte einen Umgang damit zu finden und flexibel zu bleiben, meint die künstlerische Leiterin des FELD – Theater für junges Publikum. Ein wichtiger Punkt in diesem Zusammenhang: Nicht nur einfach etwas zu streamen, sondern die partizipative Arbeit aufrecht zu erhalten. Kinder und Jugendliche miteinzubeziehen und ihren Emotionen Raum zu geben, sei dabei in den letzten Monaten unabdingbar gewesen, ergänzte Ciprian Marinescu, Dramaturg am Jungen Tanzhaus NRW.

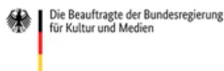
Digitale Medien: Verlust oder Zugewinn?

Jede Kommunikation über ein bestimmtes Medium bringe die Begrenzung des Mediums bereits mit sich, so die Erfahrung von Frank Schmid. Der renommierte Tanzkritiker und Journalist moderierte auch am dritten Tag durch das Symposium-Programm und stellte dabei die Frage, ob durch die Vermittlung über ein bestimmtes Medium Inhalte verloren gingen. Marie Kube, Sprecherin und Gesicht von Jung und Artig – junge Freund:innen der Berlinischen Galerie, sah hier kein Risiko. Es gehe um den Aspekt der Erreichbarkeit und die Frage, was für einen Zugang zu Kunst man überhaupt schaffen wolle – über harte Fakten oder über Impressionen, Aneignungen und Assoziationen. Social Media Arbeit sei für sie dabei mehr ein Instrument zeitgemäßer Vermittlungsarbeit, denn ein Marketing-Tool. Sie diene dazu, die Aufmerksamkeit des Publikums zu generieren, das dann bei Interesse auf ein breites Spektrum an vertiefenden Angeboten zurückgreifen könne. Wichtig sei dabei die Arbeit mit einer an die jeweilige Institution gebundenen Identifikationsperson. Judith Westphal, Mitarbeiterin in Marketing & Kommunikation mit Schwerpunkt Online am Jüdischen Museum Berlin ergänzte: Gerade im Museumskontext hätte sich

eine eher spielerische Vermittlung von komplexen Inhalten aus verschiedenen Perspektiven als gut erwiesen. In der kontinuierlichen Öffentlichkeitsarbeit gehe es nicht darum, alles zu kommunizieren, was möglich ist. Die Informationen sollten „snackable“ bleiben.

Letztendlich waren sich alle Diskussionsteilnehmenden einig, dass je nach Ausrichtung einzelner Institutionen, individuelle Lösungsansätze gefunden werden müssen. Es sollte keine Entweder-Oder-Haltung in Bezug auf Off- und Online-Strategien herrschen. Einigkeit bestand auch darin, sich für die Sorgen und Themen der Kinder und Jugendlichen zu interessieren und eine Form der Ansprache zu finden, die ihnen 1. gerecht wird (Stichwort: Junge Schreiber:innen für die Pressearbeit) und 2. nicht betont jugendlich klingt (Stichwort: „crinchy“). In Hinblick auf die Freie Szene stellte die Diskussionsgruppe fest, dass es manchmal einfacher sei, auf bestehende persönliche Kontakte zurückzugreifen, statt zusätzlich in aufwendige Online-Strategien zu investieren. Für eigene Social Media Stellen fehle in der Projektarbeit oftmals das Geld.

Die „Junge Stimme“ ergänzte die Diskussion des Tages um folgende Handlungsempfehlungen: Nicht nur eine, sondern mehrere Identifikationspersonen/Hosts an einer Institution anstellen. Mit natürlichem Storytelling von Jugendlichen arbeiten statt durch die Institutionen zu führen. Regelmäßige Angebote, Challenges schaffen, um eine Community aufzubauen. Format-Idee: QR Codes mit kurzen Trailern in der ganzen Stadt verteilen, um auf eine Institution aufmerksam zu machen, ggf. auch in einer Variante als Schnitzeljagd.



Gefördert von TANZPAKT Stadt-Land-Bund aus Mitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien